

# Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 45

Posen, den 9. November.

1879.

## Freibauers Tochter.

Von Robert Köfler.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Der Wilhelm wußte nicht recht, wie ihm geschah; — er dachte an dies und jenes aus alter Zeit, — plötzlich riß ihn das Trompetensignal aus seinem Traum nach der Tanzstube.

Von allen Seiten kamen die Musikanten, setzten sich um den runden Tisch in der Ecke, und nun ging's los. Heideldum, — Heideldum! —

Sie brauchten keine Pause mehr zu machen. Wenn Anfangs auch nur zwei oder drei Paare tanzten und bezahlten, der Saal füllte sich immer mehr und mehr. Knechte und Mägde fanden sich ein, und als um acht Uhr noch die Bauern mit ihrem vielen Besuch kamen, wurde der Saal fast zu klein. Die Tänzer hatten kaum im Kreise Platz, und ein einzelnes Paar konnte keine Kunststücke machen. Es war noch ein Glück, daß die Mütter und alten Väter, bei denen sich die Sicht schon meldete, sich hinter die Tische setzten und zusahen, und daß die Bauern im Nebenstübchen ein kleines Spielchen dem Tanz vorzogen.

Die Ernte war gut ausgefallen, das Getreide schüttete viel, und dabei waren die Preise für Vieh, Butter und Getreide anhaltend hoch. Deshalb ging es unter den Bauern bei der Körbes hoch her. Einer wollte immer über den andern sein, und das Gold rollte nur so über die Tische. Das war gut für den Brauer, noch besser für die Musikanten.

Es lagen nicht wie sonst nur Groschen auf dem Teller, sondern blanke Markstücke und Thaler wanderten den Musikanten zu.

Allerlei Tollheiten trieben die jungen Burschen, und als sie die gewöhnlichen Tänze ausgeführt hatten, probirten sie den Hochländer und die Quadrille; und je toller die Junggesellen die Jungfern schwenkten, um so lauter jubelte und gellte die Freude durch den Tanzsaal.

Es half nichts. Als das Vergnügen auf's Höchste gestiegen war, mußten die Weiber hinter den Tischen vor, die Bauern ließen Karten und Geld in der Nebenstube liegen, drehten sich die Locke und machten den Scheitel glatt, und dann ging's — hast du nicht gesehen — im „alten deutschen“ Walzer und Galop. Der reichste Bauer hatte seinen feinen Viberpelz an, damit ihm ja Keiner gleichkam, und er einmal ordentlich schweigen konnte. Kurzum, die feinsten Beine wurden noch einmal gelenkt.

Obwohl die Lene fast noch halbwüchsig war, stellte sich der Better Gottlieb wieder ein und holte sie ein paar Mal zum Tanz. Aber so tanzlustig sie war, sie kam mit dem ungeschickten Better, der immer über die große Behe schritt, nicht recht vorwärts. Sie lief ihm daher mitten im Tanze weg.

Aber die Anderen hatten wohl gesehen, daß sie nicht's dafür konnte, wenn ihr Debüt mißlang, und so packte sie denn ein junger Schulmeister, der eben aus dem Seminar gekommen war, und heidi! flog sie mit ihm wie ein junges Reh um die Säule herum, kaum, daß die Schuhe den Boden zu berühren schienen, während die Köpfe mit den blauen Schleifen hinterher flatterten.

Wollte sie nun zeigen, wie gut sie tanzen könnte oder nicht, kurz, sie ließ den jungen Schulmeister nicht gleich los, und als der Kapellmeister endlich klopfte, und der Galop aus war, setzte sie sich hart neben dem Musikantentische auf die Bank. Ihr Herz pochte; ihre Brust hob sich, und ihr niedliches Gesicht hatte sich so reizend gefärbt, daß sie ausah wie eine junge Pfingstrose, die gerade aus der Knospe herauspringt.

Kaum war der Schulmeister von ihrer Seite fort, da blickte sie verstoßen nach dem Wilhelm, und weil der dasselbe that, trafen sich ihre Blicke auf dem halben Wege und verstanden sich, als ob keine andere Sprache nöthig wäre.

Sonst, wenn das Geblase und Gesiedel bis nach Mitternacht dauerte, hatte er schon manchmal den Bogen sinken lassen und war vor Müdigkeit alle Augenblicke einmal etwas eingenickt. Heute blieb er munter wie ein Fisch; keine Müdigkeit kam ihn an.

Wenn er sah, wie die jungen Burschen mit ihren Mädchen um die Säule flogen, und wie seine Lene einsam an der Mauer sitzen blieb, da hätte er am liebsten die Geige an die Wand geworfen, daß sie in tausend Stücke zersprungen wäre.

Aber was konnte er thun? Er mußte sich eben in sein Geschick finden. Das Einzige, was er im Stillen erbat, war, daß sie nur noch ein Wenig dableiben möge.

's war nämlich von Alters her so Mode bei den Herren Musikanten, daß ihre Lehrlinge und die Gefellen, wenn sie sich die Finger matt gezeigt und die Lunge schlaff geblasen hatten, nach Mitternacht, wenn's Geschäft anfang schwächer zu gehen, abwechselnd ein Tänzerchen machen durften. Denn wenn Alles die Feine wirft, da will doch ein Musikus auch einmal mitschwenken.

Als nun der alte Kapellmeister, der schon lange Wilhelm's Gelüste gemerkt hatte, seine kurze Pfeife aus dem rechten in den linken Mundwinkel schob und dabei sprach: „Na, Wilhelm, wenn Du jetzt willst“ — da ließ er sich das nicht zweimal heißen. Glücklicher Weise kam gerade ein Schottischer; denn auf Walzer, Pippelpolka und andere Feinheiten verstand er sich nicht recht.

Er ging geraden Wegs auf die Lene zu, und ehe sie noch wußte, was er wollte, hatte er sie schon in den Armen und tanzte mit ihr flott los. Das herrliche Mädchen an der Brust, vergaß er, was er den Abend schon Alles ausgestanden hatte. Und wie sie eine Pause machten, um ein Wenig zu Athem zu kommen, da stellten sie sich unbemerkt in eine Ecke und dort fragte er Jungfer Lene herzlich aus, wie lange sie noch in Schwenkwitz bliebe, und ob sie noch manchmal an Kleinwitz und an die Grashübler Schule denke und dergleichen.

Lange freilich durften sie so nicht zusammen plauschen, wenn auch im Dorftanzsaal bei dem Talzlicht nicht so scharf ausgepaßt wird wie in der Stadt unter dem Gaskronleuchter. Sicher ist besser, dachten sie, und da tanzten sie zur Abwechslung wieder einmal frisch darauf los. In der zweiten Pause erzähl'te sie ihm, daß sie auf ein Jahr in die Stadt müßte, — ob er nicht auch hineinkommen könnte; und als die Polka vorüber war, da wußte er ganz genau, daß sie noch an ihm hing. Er sollte nicht vergessen, was auf der schönen Tasse stände; das waren ihre letzten Worte. Die Mutter wartete schon auf sie und nickte sie der Kälte halber in ein großes Tuch ein, — an der Thür sah sie sich noch einmal nach ihrem Wilhelm um, — — weg war sie.

Erst unterwegs kriegte die Freibauerin von ihrer Tochter heraus, daß der hübsche, junge Mann ihr alter Schulkamerad, der Gafler-Wilhelm von Kleinwitz, gewesen wäre.

Der Vater hatte von dem eifrigen Tanz nichts gesehen; denn als die Lene um die Säule flog, saß er längst wieder am Spieltische.

Er ließ Mutter und Tochter auch ruhig allein heimziehen und blieb fest sitzen. Die blanken Thaler rollten aus der Tasche heraus und wieder hinein. An's Aufhören war nicht zu denken

Erst der frühe Morgen zeigte den zähen Männern den Weg zu ihren Gehöften.

\* \* \*  
Vergiß mein nicht!

Der Winter ging vorbei, und als die Kinder am Sommer-sonntage sangen, schnallte der Wilhelm wieder sein Schurzfell um, nahm das Beil in die Hand und half auf dem Holzhofe abbinden.

's war der letzte Sommer für ihn als „Lehrjungen“. Im Herbst wurde er frei, und als Geselle wollte er sich die Welt ein wenig ansehen und wandern. Sechs Jahre blieb er in der Fremde.

Aber er war keiner von der Sorte, die sich mit ihrem verdienten Arbeitslohn keinen bessern Rath wissen, als ihn durch den Schlund zu jagen. Er dachte weiter. Sein Vater, der alte Gafler, sollte nicht umsonst trocken Brod gegessen haben, damit sein Junge was lernen konnte.

Im Sommer sparte er, und im Winter ging er auf die Bauschule.

So wurde er immer gewandter und geschickter, und, was die Hauptsache war, er blieb ein verlässlicher, nüchternen Mensch. Und wenn seine Mitgesellen Sonnabends nach dem Lohnauszahlen nach der Herberge gingen, tobten und lärmten, bis der letzte Pfennig

verjuchheit und durch die Gurgel gegangen war, da hing er, wenn er sich auch nicht völlig von seines Gleichen separirte, doch lieber andern Dingen nach.

Sobald die Lade geschlossen wurde, und der Scandal und das unsinnige Betttrinken anfang, schlich er sich still hinweg, suchte seine kleine Kammer auf und las ein schönes Buch über das Bauhandwerk, über Kunstbauten, über Konstruktion oder ähnliche Sachen, und die Bücher ließ ihm der Meister gern.

Nun kam er auf seiner Wanderschaft auch in eine kleine Stadt am Rhein, suchte Arbeit und fand sie auch. Als der Meister seine Atteste gesehen hatte, nahm er ihn auf der Stelle an und schickte ihn als Polier auf den Bauhof.

Der Meister, schon ein ältlicher Herr, war ein feiner Mann und machte sich gern etwas Zeit übrig. Ob er es seiner Gesundheit wegen that, oder weil er es nicht mehr nöthig hatte, das konnte der Wilhelm nicht wissen. Er merkte nur bald, daß der Herr ihm Alles gern überließ, und schon nach zwei Monaten machte er ihn zu seinem Stellvertreter.

Er hatte anfänglich einen schweren Stand, ehe ihm die älteren rheinischen Gesellen gehorchten. Einmal kam es direkt zur Schlägerei.  
(Fortsetzung folgt.)

## Der Lebenslauf der deutschen Poesie.

### Ein Sommernachts Traum.

Von Mr. Georgie.

Die Sonne schaute mit rothen Strahlen noch einmal über die Erde, schied von jedem Baume, jedem Halme, jeder Blüthe wie eine zärtliche Mutter, die ihr holdes Kind küßt und wieder küßt und sich doch nicht trennen kann — und sank dann hinunter hinter den fernern Bergen, während der Himmel in den schönsten Farben auf die im vollen Schmud des Sommers prangende Erde hernieder schimmerte. Ich lag unter einer hundertjährigen Eiche, vor meinen Blicken dehnte sich die goldene Au aus, und neben mir saß — unser alter Schäfer, und erzählte mir die Sagen, von denen jene Gegend so erfüllt ist, seinem klugen Hunde das Wächteramt über die ihm anvertraute Heerde überlassend.

Eben hatte er die Geschichte von Dornröschen beendet, und mir erzählt, daß, wenn ein Sonntagskind kommt und die Blüthe trotz der Dornen zu küssen wagt, der Zauber gelöst wird, die schönste Maid aus der Rose steigt und sein wird. Dann stand er auf, um seine Heerde heimzutreiben. „Was hat es mit dem Sonntagskinde für eine Bewandniß?“ fragte ich noch.

„Wer am Sonntag geboren ist, junger Herr, der sieht den Rothbart im Kyffhäuser, die Venus im Hörselberge, dem werden alle Geheimnisse kund, und das verborgenste Wunder der Natur muß sich ihm enthüllen! Er sieht Dinge, von denen kein anderes Menschenkind etwas ahnt; besonders in der Johannisnacht, da wirkt der Zauber am stärksten.“

„Ach, Matthias“, jauchzte ich, „morgen ist ja Johannistag, und ich bin ein Sonntagskind.“

„Nun, junger Herr“, unterbrach mich Matthias kopfschüttelnd, „dann wachet und betet, daß Ihr nicht in Ansehung fallet, denn manch' Einer ist schon durch diese Gabe in Sünden untergegangen!“ Komm Spitz!

Mit diesen Worten zog er mit seiner Heerde von dannen.

Achtzehn Jahre, eine reiche Phantasie, ledigen Muth und ein Sonntagskind! Hurrah! Ich weiß ein Plätzchen im Gebirge, da blüht ein Dornröschen, das wird geküßt.“

Und raschen Sprunges ging es hinauf, hinab; durch Schluchten, über Quellen und Gestein! Der Weg war weit! Der Mond stand schon hoch am Himmel, und goß sein räthselhaftes Licht über die Felsen und Gebüsche, als ich den Platz erreichte, eine freie Waldwiese auf der Kuppe eines Berges, die schon seit lange mein Lieblingaufenthalt war.

Vor mir stand der Rosenstock in voller Blüthe und strömte seine süßen Düfte aus; ein leises Rauschen flog durch die Bäume; ich warf mich in das Gras. — Welch' ein Zauber lag auf der ganzen Gegend! — Mir war es, als hätte ich sie noch nie so schön gesehen, obgleich ich so oft dagewesen. Offenbarten sich mir wirklich die Geheimnisse der Natur? Träumte ich mit wachen Sinnen? Waren es Sterne oder Augen, die mich so schön, so sehnsüchtig anblickten? Flüsterte wirklich eine Stimme mir zu? „Dornröschen bist Du?“

Es war nicht Dornröschen, die mir gegenüber auf dem Steine

saß, sondern ein altes Mütterlein im grauen Kleide, das eifrig ein Spinnrad drehte; ein Mütterlein mit weißem Haare unter faltiger Haube, mit eingefallenen Wangen, aber so schönen Augen, als wollte sie mich durch und durch schauen, und mein Herz hüpfte ordentlich vor Lust bei den Blicken, die auf mich fielen. Dornröschens Augen konnten nicht schöner sein!

Ihr Spinnrad schnurrte leise; bald sang sie mit lieblicher Stimme ein Lied, das ich wie im Traume hörte; bald erzählte sie wieder. Dazu klangen die Quellen, die Bäume rauschten, die Mondesstrahlen zitterten über die Erde, Leuchtstäber schwirrten durch die Luft, phantastische Gestalten zogen an mir vorüber — gewiß und wahrhaftig! Ich war das glückselige Sonntagskind, vor dessen Augen das Leben der Poesie sich entfaltete.

In einer unterirdischen Grotte, deren Räume von einem gewaltigen Feuer erhellt, von Gold und Edelsteinen blitzten, lag eine kräftige, sehnige Männergestalt, mit langem weißen Haar, das ein Epheukranz umschloß, neben einer Quelle, die aus dem Felsen hervorsprudelnd in raschem Laufe dahin rieselte. Wer kannte ihren Ursprung? Wer sah ihr Ende?

Neben dem Manne lag Sense und Stundenglas. Es war der gewaltige Zauberer Zeit, der in Fehde mit dem Gott der Liebe lag, und eben nach einem Kampfe in seiner Wohnung rastete, um frische Kräfte zu neuem Streite zu sammeln.

Nicht weit von ihm saß eine wunderholde Gestalt, in Mitte zwischen Kind und Jungfrau, der Kopf in die Hände gestützt und blickte traurig in die Flammen, die ihren rothen Schein gespenstig auf die zackigen Wände der Grotte warfen. Eine lieblichere Erscheinung konnte man sich nicht denken! Bierlich und schlank im schönsten Ebenmaaße; aus den feinen Bügen strahlte Geist und Leben; ein sinnender Ernst ruhte auf der Stirne, während hin und wieder ein glänzendes Lächeln um ihre Lippen spielte; ihre blonden Locken wallten in zügelloser Schönheit, wie eine Glorie um die zarte Gestalt, aber das Schöne an ihr war ein Augenpaar von so wunderbarer Tiefe, so geheimnißvoll und räthselhaft, wie eine Frühlingsnacht voll lodenden Sternenscheins.

Das war die arme Poesie, die von dem Zauberer als kleines Kind gefunden, von ihm erzogen wurde, und zu seiner Gattin bestimmt war. Das Himmelskind, für ein wärmeres Klima geboren, froz in der kalten Atmosphäre; das ewige Schweigen ängstigte sie; sie fand kein Vergnügen an den bunten, aber so todtten Steinen; sie sehnte sich fort und dachte mit Schauern daran, des kalten, strengen Mannes Gattin werden zu müssen, der sie hier in strenger Haft verborgen hielt. Ihre einzige Erholung bestand in einem Spaziergange durch die unterirdischen Gänge und Grotten, während ihr Wächter schlief. Hier hatte sie vor Kurzem eine Spalte entdeckt, die ihr einen Blick zum blauen Himmel, auf die grüne Erde gestattete, deren Vorhandensein sie jedoch sorgfältig vor dem Zauberer verbarg, damit sie nicht geschlossen und ihre

einzigste Freude ihr genommen würde. Da stand sie denn zuweilen und schaute sehnsüchtig hinaus, träumte hinausschlüpfen zu können, und suchte mit den kleinen Händen die Steine loszubrädeln, um nach und nach mehr erspähen zu können.

Von dem Feuer schweiften ihre Augen hinweg, über die Gestalt des Zauberers hin, für den die Stunde herannahte, in der sein Haupt zum kurzen Schlafe auf die Brust zu sinken pflegte. Gespannt schaute sie auf diesen Augenblick, der sie frei machen sollte, wenn auch nur auf flüchtige Momente. Endlich fielen die Argusaugen ihres Kerkermeisters zu, sie hörte die schweren Athemzüge des Schlafenden. Leise glitt sie in den Gang hinaus, und flog leichtfüßig wie eine Gazelle zu der Spalte.

Aber erschrocken prallte sie zurück, denn ihre sehnsüchtigen Blicke waren einem Augenpaar begegnet, das ebenso begierig, wie das ihre hinaus, hineinzufragen suchte. „Wer bist Du?“ rief eine helle, jugendliche Stimme hinein, deren Klang in ihrem Herzen wiederhallte. Zutraulich trat sie näher und erkannte draußen im hellen Sonnenlichte einen schönen Jüngling, der fröhlich lächelnd, mit Rosen gekränzt, mit Bogen und Pfeilen gerüstet, in siegendem Schönheitsgefühl vor ihr stand. Das war ein anderer, als der strenge Mann da drinnen in der finsternen Höhle, warm wie der Sonnenschein draußen waren die Blicke, die allein Herzen zu schmelzen vermochten. Ein schnelles Zwiegespräch folgte. Die Poesie erfuhr, daß der Fremde draußen die Liebe, der erklärteste Feind des Alten da drinnen sei; daß der Gott hier umherstreife, um die Schwäche des Gegners zu erspähen.

Da öffnete sich auch ihr das langverschlossene Herz. Sie klagte dem Jünglinge ihr trauriges Leben, ihre Sehnsucht nach Licht und Sonnenschein, und dieser — von ihrer Schönheit bezwungen, beschwor sie flehentlich, mit ihm zu entfliehen. Seine glühenden Bitten und ihr eigenes Herz besiegten ihre Schüchternheit, ihre Furcht vor der neuen Welt, die so verlockend sich vor ihr ausbreitete; sie willigte ein.

Ein glühender Pfeil flog dem Liebesgott vom Bogen, — das Erz schmolz, die Spalte ward zum weiten Thore, und hinaus trat, in freudiges Staunen versunken, freudiges Staunen erregend, die Poesie in das glühende Sonnenlicht. Entzückt ruhten des Jünglings Augen auf ihr, deren wunderbare Schönheit, ebenso überraschend auf ihn wirkte, wie der Anblick der Natur auf sie; und als sie ihre dunkeln Augen ihm zuwandte, und begeistert die kleinen Hände zusammenschlagend ausrief: „wie herrlich ist es hier draußen, komme fort, ehe der böse Zauberer erwacht!“ Da schlang er seine Arme um die Gestalt, und ausrufend: „die Welt, die dich so schön anblickt, wird dir die Liebe näher zeigen“, flog er mit ihr davon auf raschen tönenden Schwingen.

Doch zurück zur Höhle! Der Augenblick des Erwachens ist da; der Zauberer schlägt die finstern Augen auf, dehnt die riesigen Glieder und erhebt sich langsam. Betroffen schaut er sich um; sein Schatz, sein Juwel, sein Kind! Wo war es? — „Hastig durchschreitet er die Gänge“ — da klappt die Felsenspalte ihm höhnend entgegen, und als Wahrzeichen steht noch der buntgefiederte Pfeil der Liebe in dem harten Gestein.

Bornig kehrt er in die Grotte zurück, zieht seine Zauberkreise, murmelt seinen gewaltigsten Zauberspruch — und die Wand seiner Höhle thut sich auf — und die Schatten des Geschehenen ziehen vor ihm vorüber.

Vor seinen Augen liegt ein glückliches, blühendes Land, in dem die Götter noch unter den Menschen wohnten! Ein glückliches Land, gesegnet durch Schönheit der Natur, durch Schönheit der Kunst. Eine Gegend tritt besonders hervor. — Auf der Höhe eines Berges, zu dessen Füßen Lorbeer- und Myrthenwälder rauschen, steht ein schöner griechischer Tempel, den schlankte Säulen tragen; blühende Rosen schlingen sich um die Marmorstufen, und durch die Säulen, durch die Rosen schlüpft neckend die Poesie, sich vor dem Liebesgott verbergend, bis dieser sie gefunden und sie jauchzend ihr Köpfchen birgt an des Geliebten Brust, um in nie gefühlter Seligkeit ihn schweigend anzuschauen, und nach kurzem Augenblicke aufs Neue das lose Spiel zu beginnen.

Da donnert des Gewaltigen Stimme „ha, er soll dich ewig suchen — waffne dich Liebe, der Kampf beginnt.“ Erschrocken bleiben die Liebenden wie gebannt stehen. Der hohe Greis schwingt zürnend die gewaltige Sense — der Zauber ist vollbracht! Hellas, das herrliche sinkt in Trümmern, die Götter verlassen die Erde — Poesie und Liebe sind getrennt.

Nun wandere nur zu, du schöner, armer Knabe, und suche deine Braut durch Länder und Meere, unter fremden Gestalten, nur an ihren Augen wirst du sie erkennen!

Ein rauhes, unangebautes Land liegt vor meinen Blicken. Durch undurchdringliche Wälder bricht der mächtige Ur sich Bahn, auf öden Felsen horsten War und Geier; auf den Bergen tragt der Bär. Männer in Wolfsfelle gehüllt, Speere tragend, mit lang wallendem gelben Haar folgen des Wildes Spur und bezwingen es mit der nervigen bloßen Faust. Alles athmet wilde gewaltige Kraft, stolzes freies Leben.

Durch die Wälder zieht eine Frauengestalt, hoch und schlank, in nebelhafte Schleier gehüllt, eine Leiter im Arm. Wo sie vorübergeht, neigen sich grüßend die Bäume; die wilden Thiere legen sich gezähmt zu ihren Füßen. Wenn sie die Leiter rührt, und mit ergreifender Stimme fühne Sagen singt, dann schlagen die Männer kampfbegeistert mit den Waffen zusammen, und die breite Brust hebt sich höher in stolzer Kampfesfreude.

Jahre sind vorüber gezogen. Auf schmalem Pfade geht ein einsamer Mann in des Volkes Kleidung, dem die räthselhafte Frau gesungen; es ist der Liebesgott! Pfeil und Bogen hat er weggeworfen, aus dem Jüngling ist ein schöner Mann geworden. Ein dunkles Gerücht hat ihm von der räthselhaften Frau und ihren süßen Biedern verkündet — er will sie sehen. Da tönt aus der Ferne ihr Gesang herüber; sein Herz pocht stürmisch; die Stimme ist ihm so wohl bekannt. Seine Flügel entfalten sich, mit des Sturmes Schnelle tragen sie ihn zur Stelle. Eine verhüllte Gestalt sitzt am Fuße des Felsens, aber durch den Schleier strahlen ihre Augen wie Sterne in seine Brust. Er stürzt ihr zu Füßen, das Wolfsfell reißt er ab, seine Locken wallen hernieder, ihre Schleier fallen, und in neuer Schönheit sinkt die Poesie an seine Brust. Sie haben sich wieder gefunden, die sich so lange, so schmerzlich entbehrt; durch Trennung und Leid fester vereinigt, als durch Glück, ziehen sie fort an ihre verborgene Straße.

Doch die wachsame Zeit erspäht sie in der einsamen Wildniß — sein Zaubermotz klingt — nach kurzer Seligkeit entreißt er dem Liebesgott die Geliebte, um sie in anderer Gestalt auf ihre mühsame Pilgerfahrt zu senden.

Die Wälder haben sich gelichtet, die Bewohner sich angebaut, Klöster stehen auf den freien Waldplätzen; Glocken klingen durch das Waldesrauschen und rufen zur Andacht, fromme Mönche predigen das Evangelium, einsame Märtyrer kasteien den Leib, in stiller Zelle forschen ernste Männer nach dem Lichte der Wahrheit. In den hohen Kirchen, deren bunte Scheiben ein räthselhaftes Licht werfen, brennen die Lampen vor dem Muttergottesbilde.

Schüchtern schreitet eine blasse Frauengestalt, in dunkeln Nonnengewändern gehüllt, durch die Kreuzgänge und Hallen und blickt forschend in jede Zelle. Wo sie naht, scheinen die Mauern sich auszudehnen, und der Himmel mit seinen Sternen, seiner Unendlichkeit wölbt sich zum Dache über der Forscher Haupte.

So kommt sie zur Kirche. Vor dem Altar kniet ein junger Mönch inbrünstig betend — die Kutte birgt den Liebesgott, schöner als je, nun er das Kreuz auf sich genommen und sein Leid sein Antlitz veredelt — da flüstert eine leise Stimme „Ave Maria, ora pro nobis.“

Er schaut empor, sieht die blasse, schüchterne Gestalt, deren Augen in unendlicher Seligkeit auf ihm ruhen — stürmisch springt er auf, sie an sein Herz zu schließen — doch der Ort ist zu heilig — beide sinken auf die Knie und feiern in stummem heißen Gebete ihre Wiedervereinigung. Fortan schwebt die Poesie an seiner Seite durch die Klosterhallen — sie läutet die Glocken, sie singt in den Chören, und in stiller Abgeschiedenheit wähen sie vom Zauberer Zeit vergessen zu werden.

Thörichte Hoffnung! Sein Born ist mächtiger wie je, unter seiner Sense stürzen die schützenden Mauern ein; sein starker Arm ergreift den flüchtigen Genius der Kunst, und sie in seine Grotte zurücktragend heischt er sie an, seine Gattin zu werden. Sie weigert sich standhaft — da sendet er sie mit seinem Fluche in neuer Gestalt auf die leidvolle Pilgerfahrt.

Welch' ein fröhliches Bild beut sich den Augen dar! Goldener Sonnenschein glänzt über die Welt. Stolze Burgen zieren die Berge, wo einst der Bär gehaust, das Elenn geweidet. Von den Thürmen flattern bunte Fahnen, der Thorwart bläht; das Thor öffnet sich, die Zugbrücke fällt hernieder, ein glänzender Zug reitet hervor. Die Hörner rufen zur Jagd im nahen Walde. Auf weißem Zelter, mit wehendem Schleier, die Krone auf dem Haupte, sprengt

die Fürstin dem Zuge voran — Edelfrauen folgen, um Theil zu haben an der Fröhlichkeit. Im zierlichen Sammtgewand, das leichte Barett auf dem Kopfe, den Falken auf der Faust, wie schauen die Ritter so keck und fröhlich drein.

Horch! dort schmetterten Fanfaren — die Schranken sind erbaut, Fahnen flattern vor den Zelten. Ein stolzer Ritter in blanken Stahl gehüllt, reitet auf feurigem Roß hinein, und berührt mit scharfer Spitze den aufgehängenen Schild, daß dieser rasselnd erklingt. Sogleich sprengt ein Zweiter hervor — jeder trägt die Farbe seiner Dame. Der Kampf beginnt, Lanzen brechen, Schwerter klirren, durch den Panzer quillt das rothe Lebensblut; der Kampfrichter wirft seinen Stab in die Schranken, und der Sieger tritt zur Königin des Festes, die, in holder Schönheit erröthend, den Kranz auf seine Stirn drückt.

Da tönt Trompetenjubiläum! Im hohen Saal ist das Bankett — flinke Pagen fliegen durch der Gäste Reihen, Becher klingen zusammen — die Laute geht von Hand zu Hand zum Lob der süßen Minne, — die schönen Blicke der Frauen sinken zur Erde, und ihre Herzen pochen schneller vor Lust.

„O Wartburg, du schöne gepriesene Wartburg mit deinem Sängersfeste! Du hörtest doch nicht das schönste Lied, als deine Hallen bei Tage vom süßen Wettgesange wiederklangen, und die Ritter sich im Liede zu bezwingen suchten, deren Schwerter sich schon blutig gekrenzt.“ — Nacht war es, stille, verschwiegene Nacht, — als die Poesie träumend auf dem Söller saß, in den Mondesglanz hinausblickte, und unter dem Söller die Laute erklang, glühende Sehnsucht aushauchend, glühende Sehnsucht erregend. Das war das schönste Lied, der Liebesgott selbst sang es, und kein Ohr lauschte, als das der Poesie. Und dem kühnen, nächtlichen Sänger ward auch der schönste Lohn. Sie flog hernieder zu ihm, und beide wandelten im stillen Glück durch die Mondnacht — leise — ungesehen! Doch das Argusauge der Zeit war wach! O Wartburg, warum hütetest du deine Schätze nicht besser. Es tönt der mächtige Fußtritt der Zeit — der hohe Greis steht zürnend zwischen dem Paare — kühn greift die Liebe ihn an, aber das Schweit zerbricht an des Zeitgottes Sense — mit gewaltigem Arme ergreift er die Poesie, trägt sie auf Sturmesflügeln fort und setzt sie ferne, ferne in einsamen Landen auf die Erde nieder.

Ein armes Mädchen, von rührend schöner Gestalt in Lumpen gehüllt, wandert die Straße entlang und klopft an die Burgen, mit schüchternen Stimme um Einlaß bittend; sie wird verhöhnt, vertrieben mit harten Worten. Sie kommt an die Klöster, läutet an der Pforte, und wiederholt ihre Bitte; und wenn ein barsches „nein“ ertönt, bittet sie wenigstens um Auskunft, wo die Liebe wohnt. — Der Bruder Pförtner aber giebt eben ein Glas Xeres hinunter, das ihm der Pater Kellermeister gebracht, und hat nicht Zeit zur Antwort. Da zieht das Kind mit Thränen in den schönen Augen weiter und weiter, und klopft an jede Burg, jedes Haus. Ueberall abgewiesen, muß sie immer weiter und weiter ziehen.

So kommt sie zum Walde — da steht eine einsame Hütte — mit zögernder Hand klopft sie noch einmal; ein fröhliches „Herein“ wird ihr zu Theil. Und als sie eintritt, steht der Köhler am Heerde — ein schmucker, hübscher Gesell! der nothigt sie zum Feuer, nimmt ihr die nassen Gewänder ab, schlägt seinen Mantel um sie, und als sie aufschaut, und ihre Augen ihn dankbar anblicken, da sinkt der starke Gesell vor ihr nieder, umfaßt ihre Kniee, und während Thränen über seine braunen Wangen fließen, ruft er mit gebrochener Stimme: „Bist du endlich da?“

Wie klopft ihr das Herz so froh; geborgen in der Liebe Armen ruht auf kurze Jahre die arme Poesie.

Sie bleiben im Walde — er sitzt zu ihren Füßen, das Haupt in ihren Schooß gelegt, und sie singt ihm süße, kleine Lieder, von der Trennung Schmerz, der Sehnsucht Pein, des Wiederfindens Glück — dazwischen tönt auch ein Lied von Waldluft und Sonnenschein, Frühling und Blüthenglanz.

Die Vögel aber sind neidisch, daß sie so schön singt; erst hören sie zu, dann pfeifen sie's nach — Hirt und Jäger lernen von ihnen, dann die Mädchen — zuletzt singt und klingt durch die ganze Welt das Lied der Poesie. Unten aber in der Grotte hört es der finstere Zauberer — sein Zorn wird wieder rege. Er geht dem Wiederklange nach und kommt zum Wald in die stille Hütte. Beide schlummern sanft. Leise hebt er die schlummernde Poesie auf, und trägt sie weit fort an das andere Ende des Landes.

Dann kehrt er in seine Höhle zurück, grimmig lachend bei dem Gedanken, wie er dem Liebesgott mitgespielt. Du schöne, rührende Volkspoesie! Jahrhunderte sind über die Erde gegangen, aber noch leben deine kleinen Lieder von Liebeslust und Leid, noch feiern sie den Mai, die Rose, die Nachtigall; noch jauchzen sie von Jagdlust, Soldatenmuth und Reiterleben, und wer sie singt, dem klopft das Herz, und wer sie hört, der wird bewegt.

Wer ermüdet das Leid der Poesie, als sie erwachend, sich plötzlich im Freien unter einem Heiligenbilde befindet? Fern von der Waldeshütte, und dem Geliebten? Und als sie im nahen Fluß sich anschaut, wie verändert ist sie selbst! Ein Käppchen von Goldstoff birgt ihr Haar, das sonst in freien Locken wallte, ein Nieder mit langgeschlitzten Ärmeln umspannt Hals und Brust; weite, faltige Röcke wallen hernieder; Schlüsselbund und Tasche am Gürtel vollenden den Auspuß. Wer hätte in der steifen, ehrsamem Bürgerfrau die Poesie erkannt? Sie schaut sich in die Augen — ja — das sind dieselben Sterne — o nun wird der Liebesgott sie finden! Getrübet schreitet sie fürbaß

Von weitem winken die Thürme einer Stadt. Nürnberg, du viel edle, ich kenne dich wohl! deine Thore sind gastlich offen, Menschen strömen dir zu, was führt die bunte Menge herbei? Sonntag ist es; es läutet zur Kirche; nach dem Hochamt ist großes Meistersingen; die Singchulen wetteifern mit einander, wer das beste Lied in der zarten Weise Hans Rosengluts oder in der Rosmarienweise vortragen wird! Dort ist dein Platz, du einsame Pilgerin, zur Kirche! Die hohen Hallen fahnen kaum die Menschenmenge, die nun wieder hinauswogt, denn das Meistersingen ist geendet. „Nacht Ploß, Ploß“, so schallt es von allen Seiten.

Durch die geöffnete Menge schreitet ein Paar, dem Alles ehrerbietig ausweicht. Das ist der ehrsame Schuhmacher und Meistersinger Hans Sachs, im dunkeln Wams, schwarzen Barett, bauchsigem Weinkleid, kurzem Mantel, das breite Schwert am Gürtel — das Bürgergewand verbirgt den schönen Liebesgott, der in dieser Verkleidung die Geliebte suchte. Nun führt er die Gefundene stolz heim in sein anspruchsloses Häuslein. Da sitzt er und zieht mächtig den Pechdraht, während sie als seine Haushebe, geschäftig mit dem Schlüsselbunde klappernd, ihre Weisen singt, die er von ihr lernt, und mit denen er die Leute beim sonntäglichen Wettgesange entzückt. Nicht so laut, du treues Paar! die Zeit hört Euch — lebe wohl du Meisterpoesie — deine Stunden sind gezählt — der Zauberer naht mit Sturmeschwingen!

Aus wogendem Nebelmeer steigt eine Burg vor meinen Augen empor! O Wartburg, wie glänzen deine Zinnen im Mondenschein! Doch die Hallen sind stumm, die von lauten Festen wiederhallten, die Backeln erloschen, die den Saal erhellen! Was sollen deine Mauern, deine Thürme nun? Welch köstlich Kleinod hüten sie? Aus einsamer Belle schimmert ein Licht — dort auf dem Eichenstamme, am hölzernen Tische sitzt eine halb in Eisen gehüllte Mannesgestalt; was sollen die Bücher, die Federn? Sind das deine Waffen, du tapferer Kriegermann? Gebeugt über den Folianten sitzt er da — ein Schatten huscht vorüber —; äffst du mich, Satanas?“ und fort fliegt das mächtige Tintensafß dem Schatten nach, daß an der Wand der Strom sich ergießt. Rasch springt er auf, schreitet im Gemach hastig auf und nieder, dann stößt er das Fenster auf, und blickt hinaus in das weite friedliche Thal, auf das schlafende Städtlein zu seinen Füßen. Sorgen lagern auf dem strengen, entschlossenen Antlitz, trotzig wölbt sich die Stirn, feurig und kühn blitzt das Auge; in seinem Innern wogt es! Da wird es hell um ihn, eine Engelsgestalt schwebt zu ihm hernieder mit strahlendem Stern auf dem Haupte, die Siegespalmen schwingend, reicht sie ihm die Becher des Glaubens. Von seiner Stirn schwinden die Sorgen, eine freudige Zuversicht lagert sich auf des Mannes Antlitz, siegestrunken erglühn seine Augen, und hinab in's Thal tönt von seinen begeisterten Lippen das heilige Schlachtenlied wider Leid und Weh, Kummer und Sorge: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — den nimmt der Engel auf seine Flügel, und trägt ihn hinaus in alle Lande, und als des Engels Schwinge erlahmen, von des Zeitgottes Sense verwundet, da flattert das Lied aus eigener Kraft in die weite Welt, und klingt noch heute in bekümmerten Herzen nach, die Stärke der Ergebung erweckend.

(Schluß folgt.)